

Schlößern der Arno und die Chiana durch ein glückliches Land.

Die Flora Toskana's ist ungemein reich, ebenso wie seine geognostische Beschaffenheit, seine Bodenverhältnisse und sein Klima mannigfaltig sind. Kaktus und Agaven gedeihen in den Vorgebirgen, Terebinthen, Myrten, Kork- und Kermeseichen in den dem Meere nahe liegenden Wäldern, Steineichen, Pinien, Kastanien, Ulmen, blattwechselnde Eichen und Erdbeerbäume im innern Hügellande. Höher hinauf finden sich dann Rothtannen, Wacholder, Cerreichen, Kornelkirschen und Hainbuchen, endlich Buchen und Bergahorn bis an die Grenzen der alpinen Region. Weizen und Mais, Lupinen und Artischocken, dazu Hülsenfrüchte aller Art bedecken die Felder mit Ausnahme der Maremmen (insoweit dieselben noch nicht trocken gelegt wurden), in der Ebene von dem reihenweise gepflanzten Feldahorn oder der Ulme, um die sich die Rebe windet, auf den Hügeln meist von Oliven überragt.

Von Toskana aus wenden wir uns in die römische Campagna.

Die römische Campagna ist eine 12 bis 14 Meilen lange und 6 bis 8 Meilen breite Hügelebene, die im Südwesten vom Meere, von den drei anderen Seiten durch Gebirge eingeschlossen wird. Sie ist eine wüste, einsame Steppe, die Rom mit dem Grabesodem der Malaria umgibt. In alter Zeit freilich war dieser Landstrich reich bevölkert, voll blühenden Ackerbaus auf

seinem fruchtbaren vulkanischen Boden. Wie Rom selbst schließlich an der Vernichtung der kleinen Grundbesitzer und des freien Bauernstandes zu grunde ging, so auch die Fruchtbarkeit der Campagna. Schon im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt hat der italienische Ackerbau solche Einbuße erlitten, daß Rom auf Getreidezufuhren aus Sizilien und Afrika angewiesen war. Die immer mehr Platz beanspruchenden Villen und Parkanlagen beeinträchtigten den Ackerbau. Ebenso verwandelten die reichen Großgrundbesitzer auch einen großen Theil früherer Felder in reichen Gewinn abwerfende Tristen. Mit der wachsenden Verödung stellt sich dann auch die Fieberluft ein, die in dem Maße zunahm, als man die Rom nahe gelegenen Pinienwälder, weil sie die Schlupfwinkel von Räubern waren, aushieb. Lange bevor diese Verheerung, die auch dem Pesthauch der Pontinischen Sümpfe den Zugang zur ewigen Stadt eröffnete, unter den Päpsten vor sich ging, hatten die Einfälle der nordischen Eroberer auch die letzten Reste der frühern seßhaften Bevölkerung vom Boden der Campagna vertilgt. Später machten einige Päpste allerdings Versuche zum Wiederaufbau der Campagna, diese scheiterten aber an den fortdauernden Fehden und den häufigen Kriegszügen fremder Eroberer.

Ganz ohne Anbau ist zwar nun heute die Campagna nicht mehr, allein die großen Grundbesitzer und die *aria cattiva* setzen sich noch immer ihrer Wiederherstellung als schlimmste Feinde entgegen. (Schluß folgt.)

Unter den Schafbaronen Neuseelands.

Nach den Briefen einer englischen Dame.

Von Hugo Scheube.

(Schluß.)

3. Lebensmuth und Lebensfreude.

„Welches heitere, leichtherzige Leben war es, das wir auf Neuseeland führten!“ so ruft Frau Barker am Ende des zweiten Bandes aus. „Wir alle hatten schwer zu schaffen und sauer zu arbeiten, und unsere Erholungen waren so einfacher und arabischer Natur, daß ich mich jetzt oft wundere, wie sie uns so großes Vergnügen bereiten konnten.“

Gewiß, es liegt ein hoher, unsäglicher Reiz in einem solchen Leben fast schrankenloser persönlicher Freiheit, in einem Leben des innigsten Verkehrs und so zu sagen, Verwachsens mit einer noch ungebrochenen, einsamen, großen Natur, und je höher gebildet der Mensch ist, dem das Schicksal dieses Leben vergönnte, um so unwiderstehlicher wird die Sehnsucht sein, mit der es ihn aus den beengenden Schranken unsrer Kultur heraus nach jenen Tagen in der Wildniß zurückzieht, welcher zwar so ziemlich alles gebracht, was die Civilisation von geistigen und leiblichen Genüssen geschaffen hat, in die aber der Mensch noch nicht seine Dual und seinen Zwang getragen, wo er „auf sich selber steht ganz allein“, wie der freie Reitermann, von welchem Schiller singt.

Freilich gesunde Nerven und feste Gliedmaßen und vor allem furchtlose tapfere Herzen müssen es sein, die sich dieses rauhen Squatterdaseins und seiner Ergötzlichkeiten erfreuen sollen. Von dergleichen kolonialen Ergötzlichkeiten wollen wir zum Schlusse unserer Mittheilungen noch ein paar flottgezeichnete Bilder herausgreifen auf gut Glück, denn alle Schilderungen sind gleich interessant, gleich frisch und anschaulich. Begleite uns der geneigte Leser denn zunächst auf einer neuseeländischen Tobogganpartie, d. h. Schlittenpartie, einer Schlittenpartie à la riesengebirgische Hörnerschlittenfahrten, nur mit weniger Bequemlichkeit und Sicherheit.

Es war nach jenem furchtbaren Schneesturme im August d. J. 1867, das ganze Gebirge schimmerte in fleckenlosem Weiß, und im Thale lag tiefer, tiefer Schnee, alle Vertiefungen waren ausgefüllt von den endlos fallenden weichen Flocken, alle Bäche überbrückt und vier Wochen lang hatte jedwede Verbindung zwischen den verschiedenen Stationen und Ortschaften aufgehört. Wie groß die Verluste unserer Sheep-Farmer waren, wußten sie selbst noch nicht. Daß, wie sich nachmals herausstellte, im ganzen

eine halbe Million Schafe durch das Unwetter ihren Tod gefunden hatte, das ahnte aber niemand.

Die im Halbkreise den südlichen Horizont schließenden Alpen boten in ihrer wohl zwanzig Meilen von Mitternacht nach Mittag streichenden Ausdehnung einen prachtvollen Anblick dar, wie sich dessen kein Mensch in der Kolonie zu erinnern vermochte. Was sich zur Rettung der Schafe noch hatte thun lassen, war geschehen, allein was konnte alles Ausgraben und Ausschaufeln helfen? Ehe man die an vielen Stellen bis zehn Meter hohen Schneewehen beseitigt hatte, wäre doch längst jedwedes darunter begrabene thierische Leben erloschen gewesen.

Das waren schwere, bange Tage für unsere Ansiedler, Tage voller lebenszehrender Sorgen, ihre ganze wirthschaftliche Existenz stand ja auf dem Spiele, und die Frage: „Wo sind die Schafe? Was ist aus ihnen geworden?“ kam nicht aus ihren Seelen. Dazu ein unheimliches, beängstigendes, niederdrückendes Schweigen ringsum, und die ganze Gegend wie verwandelt, wie in ein fremdes, schauerliches Land verzaubert. Waren doch alle charakteristischen Kenn- und Wahrzeichen der Umgebungen verschwunden: Felsen, Büsche, Titipalmen, Zäune, Thore — von alledem war nicht das geringste mehr wahrzunehmen. Schuppen, Heuschaber, Holzhausen, Pflanzungen, welche die Nähe einer Station anzukündigen pflegen, das war samt und sonders mit einem weißen Bahrtuche bedeckt. Da es bei solchem Zustande der Dinge geschäftlich auf der Station nichts zu thun gab, so verfiel man, um die Langeweile einigermaßen zu verschonen, auf allerhand Allotria, an die man unter anderen Umständen schwerlich gedacht haben würde. So zimmerte der Herr der Besitzung sehr eifrig aus alten Packkisten Schlitten. Dicht bei der Wohnung senkte sich ein Abhang etwa dreihundert Schritte lang in einem Winkel von 40° hinab, und seine Fläche war so dick beschneit, daß vielleicht ein Monat vergehen konnte, ehe sie abthaute. Man kam daher auf den Gedanken, den Hügel als natürlichen russischen Rutschberg zu benutzen.

Nun war aber die Herstellung eines brauchbaren Behälters kein so leichtes Ding, wie man vielleicht meinen könnte, und mancherlei Mißlingen ging voraus, ehe ein Schlitten gebaut war, den man für allenfalls geeignet und sicher halten durfte. Nicht nur hatte es seine große Schwierigkeit, ohne gehörige Werkzeuge ein Gefährt zu konstruiren, welches zwei Personen